

Manches davon ist in den Beschreibungen und Tabellen enthalten, doch überwiegt bei Leroi-Gourhan das Bemühen, das Gemeinsame aller jungpaläolithischen Kunst herauszuarbeiten, das in der Aufteilung von Tierarten, Menschen und Zeichen in zwei Gruppen gesehen wird, die als sich ergänzende Bedeutungsträger männlichen und weiblichen Prinzips gelten. Dieser Vorstellung können wir uns aus methodischen und historischen Gründen nicht anschließen. Eine möglichst genaue Analyse der Entwicklungsgeschichte eines Höhlenheiligtumes zeigt, daß die Anordnung der Malereien von den räumlichen Gegebenheiten abhängen kann und daß benachbarte oder sich überlagernde Bilder am Anfang und Ende des Zeitraumes entstanden sein können, in dem die Höhle aufgesucht wurde, so daß über Jahre oder gar Jahrhunderte einer „Komposition“ das ergänzende männliche oder weibliche Element gefehlt hätte. Lascaux kann – mit aller Vorsicht – als Beispiel dienen. Nach den Untersuchungen von Abbé Glory in der Rotunde, nach zugänglichen Beschreibungen und Abbildungen der Tiere und Überlagerungen, sowie aus stilkritischen Erwägungen kann man vermuten, daß zuerst die kleinen, rundlichen, aufgeregt springenden Pferdchen des Schiffs und der Rotunde gemalt wurden, dann die roten Stiere und die Pferde des axialen Divertikels, bei denen Plastizität und Bewegungsmotiv weiterentwickelt sind und die im Gegensatz zu den vorhergehenden Tieren von federartigen Zeichen begleitet werden. Es folgen die großen, elegant trabenden Pferde, der rote Bison und etwas später die schwarze „Kuh“ des Schiffs, die von Pfeilzeichen begleitet werden. Erst dann folgen die schwarzen Stiere der Rotunde, später die Hirsche und der schwarze Stier des axialen Ganges und einige andere Malereien und Gravierungen. Diese nur grob skizzierbare Geschichte von Lascaux zeigt, daß es immer wieder Phasen gegeben hat, in denen „Kompositionen“ unvollständig blieben. Um das Wesen dieser Heiligtümer ganz erfassen zu können, muß man wohl mehr als bisher versuchen, ihre innere Entwicklung zu verfolgen, um eine bessere Vorstellung von Art und Zeit ihres Entstehens zu gewinnen. Ein wichtiges Zeugnis des Bedeutungszusammenhanges von Frau und Bison sind die „femmes-bisons“ von Pech-Merle, „die alle Übergangsstufen von einer Bisonkontur zu einer Frauenkontur aufweisen“ (S. 366; Abb. 826). Diese Aussage geht auf die Deutung von Abbé Lemozi zurück, daß es sich bei diesen Zeichnungen um Bisonsilhouetten handle. Sie erfolgte vielleicht unter dem Einfluß des Expressionismus; denn vergleicht man diese Zeichnungen mit eindeutigen, oft auch wirklichkeitsfernen Darstellungen von Bisonten in Pech-Merle oder in anderen Höhlen, wird man kaum eine Ähnlichkeit entdecken. Es handelt sich um Silhouetten vorgebeugter Frauen, deren natürliche Formen fast zum Symbol reduziert sind. Sie leiten sich von den drei Frauen des „Plafond des hiéroglyphes“ in Pech-Merle ab. Der Natur am nächsten kommt eine vorgebeugte Frau mit hängenden Brüsten, rundem Kopf und langem Haar in der Art der älter-jungpaläolithischen Frauenstatuetten; bei den zwei anderen wird bereits der Kopf weggelassen. Bei den „femmes-bisons“ wird die hängende Brust zunächst noch durch eine schleifenförmige Linie umrissen, dann aber nur noch durch zwei parallele, schließlich durch eine einzige, breite Linie dargestellt. Von den ursprünglich leicht gekrümmten Beinen wird nur noch der Schenkelansatz wiedergegeben, so daß allein der schwelende Umriss des Körpers und Gesäßes übrigbleibt, von dem Hals, Brust und Beine als breite, spitz endende Linien ausgehen. Dennoch bleibt das Dargestellte eindeutig, es tritt keine Vermischung mit dem Bild des Bisons ein; es wäre auch erstaunlich, gehören doch gerade die Bisonten zu den wenigen Tierarten, deren männliches Geschlecht mehrfach eindeutig angegeben wird. Von den Menschendarstellungen ausgehend fällt es Rez. schwer, sich der Interpretation von Leroi-Gourhan anzuschließen. Sie sind zu verschiedenartig und verändern sich im Laufe der Zeit zu sehr, als daß sie einem einheitlichen System untergeordnet werden könnten. Die vorgetragenen Beobachtungen sollen aber nicht über den außerordentlichen Wert des Werkes hinwegtäuschen; durch die große Zahl von Abbildungen, Plänen, Tabellen und Beschreibungen macht es die Felsbildkunst in einem nie erreichten Maße zugänglich und erlaubt erstmals, die Parietalkunst in ihrer Vielfalt als Ganzes zu überblicken. Die von Leroi-Gourhan neu geschaffene Chronologie der jungpaläolithischen Kunst, die von ihm vorgetragenen Interpretationen werden der auf diesem Gebiet stagnierenden Forschung vielfältige Anregungen und Ansätze geben.

Chr. Züchner

ALEXANDER MARSHACK: *Notation dans les gravures du paléolithique supérieur. Nouvelles méthodes d'analyse*. VII + 124 S.; 87 Abb. und zahlreiche Zeichnungen im Text. Publications de l'Institut de Préhistoire de l'Université de Bordeaux, mémoire 8. Bordeaux 1970.

1964 legte Verf. in Science (146, 1964, 743 ff.) an einigen Beispielen dar, daß die Wurzeln der sehr entwickelten, ausgereiften Mond-Kalender der Hochkulturen Ägyptens und Mesopotamiens bis in das Jungpaläolithikum zurückverfolgt werden können und daß es schon zu so früher Zeit Aufzeichnungen (notations) der Mondphasen gegeben habe. Seitdem untersuchte Verf. zahlreiche originale paläolithische Kleinkunstwerke, die ihm anfangs noch unzugänglich gewesen waren, mit Hilfe des Mikroskops, das es ihm erlaubte, Aussagen darüber zu machen, welche Linien auf einem Knochen oder Stein zuerst gezogen oder wieviel verschiedene Arbeitsgeräte dabei benutzt wurden. Im vorliegenden Werk gibt Verf. einen Zwischenbericht über Methoden und Ergebnisse seiner Forschungen, die er selbst aber bereits vervollkommen und weitergeführt hat (S. 4); aus dem vorläufigen Charakter erklären sich wohl auch die äußerst sparsamen Literaturhinweise. Sechs Gegenstände des Musée des Antiquités Nationales in Saint-Ger-

main-en-Laye fesselten Verf.'s Interesse so sehr, daß er vier Monate intensiver Arbeit auf sie verwandte (S. 4): 5 gravierte Knochen und 1 gravierter Stein aus den Fundstellen von Abri Lartet, Blanchard, Barma-Grande und Le Placard, die sich auf den Zeitraum vom Aurignacien bis zum Magdalénien IV verteilen. Diese mit eingetieften Punkten und Kerben (sog. Jagdmarken) versehenen Gegenstände beweisen nach Auffassung des Verf., daß es in dieser Zeit immer komplexer werdende Aufzeichnungen (notations) der wechselnden Phasen des Mondes im Jahreslauf gegeben hat. Diese Aufzeichnungen gehen nicht von dem heute gültigen Mond-Monat von 29,5 Tagen aus, sondern von den ungenauen Möglichkeiten eines einfachen Beobachters. Dieser Monat kann zwischen 28 und 31 Tagen schwanken, vor allem weil die Monatsgrenze in der Zeit um Neumond zu liegen scheint, dessen exaktes Datum viel schwerer festgelegt werden kann als das des Vollmondes, da letzte und erste Mondsichel vor und nach Neumond auch unter günstigen Bedingungen nur schwer zu erkennen sind. Bei der nichtarithmetischen Art der Aufzeichnungen ergeben sich weiterhin in der Länge der Mondphasen Unterschiede, je nachdem, ob das erste Viertel (usw.) zur vorhergehenden oder folgenden Phase gezählt wird. Aus diesem Grunde bestehen zahlreiche Möglichkeiten, die „Notierungs“-Zeichen zu gruppieren, so daß keines der vorgelegten Beispiele im Ganzen wie im Detail dem anderen gleicht. Diese Tatsache und die äußerst knappe Argumentation, warum die so unterschiedlichen Strichgruppen sich gerade auf Mondereignisse beziehen müssen und ihren Ausgang zu Neumond nehmen, erschweren es außerordentlich, die Gedankengänge des Verf. nachzuvollziehen. Außerdem sind die Auszählungen der Marken nicht immer überzeugend. Denn auf der Hauptseite des Knochens von Abri Lartet (S. 10) wurden bei den großen Einschnitten „danebengegangene“, z. T. sehr schwache Schnittspuren für sich gezählt, obwohl sie aus diesem Grund keine Eigenbedeutung besitzen sollten. Daß bei dem Knochen von Abri Blanchard auf Grund unterschiedlicher Arbeitsspuren und Schnittrichtungen die Markierungen im Laufe eines bestimmten Zeitraumes angehäuft (S. 25) wurden, erscheint nicht zwingend, da das Knochenstück während der Bearbeitung in der Hand bewegt und das Arbeitsgerät erneuert worden sein könnte. Vor allem überzeugt die Art, wie die Darstellung auf dem Geröll aus der Barma-Grande in ihre Elemente aufgelöst wird, wenig, war doch wohl eher die Gesamtform wichtig, die in ähnlicher Gestalt mit unterschiedlichem Detail in mehreren spanischen Höhlen, z. B. in Castillo, mehrfach als Zeichen belegt ist. Insgesamt kann sich Rez. nur schwer dem Gefühl entziehen, die Analyse der vorgelegten Beispiele habe zu sehr der Hypothese gehorchen müssen. Der Wert dieser Monographie wie zahlreicher Einzelveröffentlichungen des Verf. liegt in der bisher leider nicht üblichen Präzision, mit der er jungpaläolithische Kleinkunstwerke auf das Dargestellte untersucht und in Detailaufnahmen zugänglich macht.

Chr. Züchner

M.-C. CAUVIN: *Les industries post-glaciaires du Périgord*. Mit einem Vorwort von F. Bordes und einem Anhang von M. Coûteaux. 476 S., 225 Abb. Publications du Centre de Recherches d'Ecologie et de Préhistoire II, Paris 1971.

Die postglazialen Kulturhinterlassenschaften, insbesondere jene aus Silex, standen im Périgord immer im Schatten des reichen und bedeutenden paläolithischen Fundstoffes. Licht in dieses Dunkel gebracht zu haben, ist eines der Verdienste des vorliegenden Werkes, in dem Mme M.-C. Cauvin, in der gleichen geographischen Begrenzung wie Mme D. de Sonneville-Bordes bei der Bearbeitung des Jungpaläolithikums – dieser Raum entspricht etwa dem Gebiet des heutigen Departements Dordogne –, die Steingeräteindustrien des Holozäns, vom Prä- bis zum Subboreal, vorgelegt hat.

In einem ersten Abschnitt (Kap. II–IV) werden die mesolithischen Industrien behandelt. Trotz der vor allem für das Sauveterrien nicht gerade erfreulichen Quellenlage scheint sich eine ältere, an das Azilien anknüpfende Phase (Roc du Barbeau, La Borie del Rey) vom eigentlichen Sauveterrien unterscheiden zu lassen; doch wird man mit der Verfasserin gut daran tun, die Materialvorlage neuerer Ausgrabungen abzuwarten. Für die Umschreibung des jüngeren Mesolithikums wird in Anlehnung an Escalon de Fonton und de Lumley dem Begriff „tardenoid“ der Vorrang gegeben. In einer, der Darstellung der Fundstellen, ihrer Stratigraphie und ihres Fundgutes vorangestellten, typologischen Studie wird der besondere Charakter, der sich in dem Mangel an echten geometrischen Formen, dem schwachen Anteil echter Tardenoissspitzen und der Vielfalt der Pfeilspitzen ausdrückt, herausgestellt. Für die Chronologie kommt dem Abri Le Martinet auf Grund seiner reich gegliederten Stratigraphie und der Vergleichsmöglichkeiten mit dem benachbarten Cuzoul de Gramat (Dep. Lot) größere Bedeutung zu. Diese Vergleiche, in die auch noch die Fundstelle Roucadour mit einbezogen wird, machen einen sehr späten zeitlichen Ansatz der tardenoiden Industrien des Périgord zwischen dem vierten und dem Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. wahrscheinlich. Verschiedene Erscheinungen, wie erste Belege für domestizierte Tiere, könnten dabei von einem keramiklosen Neolithikum (S. 64) sprechen lassen. In den jüngsten Schichten von Le Martinet treten neben der tardenoiden Silexindustrie überdies auch spärliche Keramikreste und Pics auf. Während im weiteren Umkreis die Entwicklung des Neolithikums ihren Lauf nimmt, scheint dieser Raum im wesentlichen auf einer rein jägerischen Wirtschaftsform, verbunden mit einer mikrolithischen Silexindustrie, zu verharren.